

Große Bühne Prag Stadt als Tier

Von Reiner Neubert

Die bekannte tschechische Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Daniela Hodrová wurde 1946 in Prag geboren und hat oft über diese Stadt geschrieben. »Ich sehe die Stadt...« heißt dann auch ihr neues Buch auf deutsch, das allerdings schon 1991 »fiktiv-realer Spaziergang durch Prag« auf tschechisch veröffentlicht wurde, als die Tschechoslowakei noch gab.

Im Nachwort schreibt ihr deutscher Übersetzer Eduard Schreiber, dass Hodrová eine Autorin sei, die ihre Kindheit in dieser Stadt als einem »endlosen Mythos« verbracht habe und nun nicht mehr davon loskomme. Und so erscheint Prag ihr als »magisch, un-

»Prag« war für sie als Kind nicht nur ein Name, sondern ein reales Wesen.

heimlich, golden, imaginär, Labyrinth, ist Mütterchen, kafkaesk, surreal, ist Geliebte, Verführerin und Frau«. Schon als Kind war das Wort »Prag« für sie mehr als nur ein Name, sie glaubte, es wäre ein reales Wesen, ein Raubtier, das mit Krallen und einem schauerlichen Atem unweit ihrer Wohnung überall auf sie lauerte.

Bereits in den Sagen über markante Figuren und die Stadtgeschichte, die ihr in der Kindheit erzählt worden waren, war Prag Hölle und Paradies zugleich. Diese Erinnerungen führen die Schriftstellerin, die über die »samtene Revolution« eine Romantrilogie verfasste, zu ebenso ganz konkret beschriebenen wie fantastisch ausgeschmückten Wanderungen durch die Stadt. Hodrová entwickelt neue Sagen über schon vorhandene Sagen. Ein flirrender Schwebezustand, der über die Prophezeiungen der mystischen Libuše weit hinausgeht.

Derart erfährt man Variationen über die Entstehung des Wenzelsplatzes, bei denen es um die Ermordung des Heiligen Wenzel geht und um die Historie seiner ersten Krone, die über Jahrhunderte hinweg diverse Repräsentanten zierte, oft aber auch versteckt werden musste, um sie vor Missbrauch zu schützen. In dieses »Heilige-Wenzel-Spiel« ist Hodrová intensiv involviert, mehrfach versucht sie, sich dieser legendären Figur zu nähern, bei ihrem »Abstieg in die Vergangenheit«, in aller poetischen Originalität.

Über Bezugspunkte zu anderen Schriftstellern (K. H. Mácha, J. Hašek, F. Kafka, G. Meyrink, K. Čapek, V. Havel, V. Linhartová, L. Moniková u. v. a.) werden wichtige Orte und Zeichen der Stadt Prag wie der Altstädter Ring, der Sankt-Veits-Dom, die Karlsbrücke, das Goldene Gässchen, die Prager Burg, dazu bekannte Kirchen und Museen besucht, wobei Kindheitserlebnisse und Träume stets mit realen Kontakten vermischt werden, so dass für den Leser der Eindruck entsteht, man befinde sich in einem Theater, aber nicht im Zuschauerraum, sondern inmitten der Akteure auf der Bühne. Als sei man direkt in eine Wallfahrt einbezogen, als kämpfe man sich durch den mysteriösen Untergrund in den Katakomben, als fliege man mit einem Ballon über die Gassen, als sähe und spüre man das Ansteigen des Pegels der Moldau, die Prag überflutet – Böhmen am Meer eben.

Am Ende des Buches, das vor fast 30 Jahren erschien, warnt die Autorin vor den unzähligen angeschwemmten »Wahrsagern«, was die Frage provoziert, ob die samtene Revolution nur ein Spiel gewesen sei? Der Epilog des Textes beginnt mit: »Stadt der Trauer. Stadt der Puppen. Du Ungeheuer!«.

Daniela Hodrová: Ich sehe die Stadt... Aus d. Tsch. v. Eduard Schreiber, Arco-Verlag, 136 S., brosch., 16 €.

»Wolgakinder« von Gusel Jachina ist ein mitreißender Roman über die frühere autonome deutsche Sowjetrepublik

Bachs Märchen

Von Irmtraud Gutschke

Großes Kino – so werden im heutigen Literaturbetrieb gern Romane angepriesen, die Leser in die Lektüre hineinziehen, weil sie so emotional, so voller Leidenschaften sind. Solch Lob verortet man eher im Bereich des Unterhaltensamen, ja Trivialen. Auf Gusel Jachinas Schreiben aber trifft es zu, obwohl es einen ernsten Hintergrund hat: sowjetische Geschichte, tragisch und triumphal, blutig und doch lebensbejahend.

Schon in ihrem ersten Buch, »Suleika öffnet die Augen«, spürte man diesen Zusammenhang. Diese Autorin, 1977 geboren in Kasan (Tatarstan), vermag das Lichte und das Düstere zu integrieren, weil es für sie gleichermaßen Vergangenheit ist. Deren Erkundung hat mit eigener Herkunft zu tun. Vorbild für »Suleika« war ihre Großmutter, die Kindheit und Jugend in der Verbannung an der Ankara verbrachte. Den Roman hat sie ihrem Großvater gewidmet, der Deutschlehrer an einer Dorfschule war.

Wie der Schulmeister Jakob Iwanowitsch Bach aus Gnadental, einem beschaulichen Ort an der Wolga, so

seit 1762/63, der Einladung von Katharina II. an deutsche Siedler folgend, die verschiedenen Dialekte in »einem Topf wie das Gemüse in der Suppe« kochten.

Blitzsaubere Holzhäuser in frischen Farben gruppierten sich dort um eine imposante Kirche. In Liebe zur deutschen Dichtung floss Bachs Leben ruhig dahin. Doch dann kam ein Brief von jenseits des Flusses. Darin stand, er sollte die Tochter eines reichen Bauern unterrichten. Udo Grimm bewohnte ein imposantes Anwesen, doch seine jugendliche Klara war noch nie zur Schule gegangen.

Man kann sich denken, was folgt. Aber so einfach ist es dann doch nicht, dass beide zusammenkommen. Es ist eine große Liebesgeschichte voller Zartheit und Gewalt. Man wird das Buch nicht beiseitelegen, vor allem dann nicht, wenn Klaras Leiche im Eishaus liegt und ein Säugling nach Nahrung verlangt. Wie Jakob Bach zum liebenden Vater reift, der dann auch noch Wassja, einen Kirgisensjungen, in sein Herz schließt und wie er beide verliert, wird bei Gusel Jachina zu einem Epos voller Menschlichkeit.

Sie hat das Talent, etwas lebendig vor sich zu sehen und so genau be-

schreiben zu können, dass dieses Bild auch dem staunenden Leser erscheint. Und sie hat ein Gespür für das, wonach es ihren Lesern verlangt. Heimlich, zwischen den Zeilen wohl behütet, lebt in ihr die Utopie: Eine Saat der Güte möge wachsen, ein Miteinander, das in die Zukunft trägt.

Als Stalin 1927 in die wolgadeutsche Republik kam, nervten ihn die »ungewöhnliche und damit verdächtige Ordnung und Sauberkeit«.

So war es auch mit den Märchen, die Jakob Bach auf Geheiß des Parteisekretärs Hoffman schrieb, um dafür Milch für die kleine Tochter zu bekommen. Auf wundersame Weise verwirklichten sich die Träume, die darin steckten. Doch Bachs Märchen hatten auch eine Kehrseite. Zwar endeten sie »stets mit dem Sieg der Armen und Unterdrückten, doch wie un menschlich hart behandelten diese die Verlierer und Besiegten, um wel-

chen Preis errangen die Helden ihre Siege! Wieso war das Bach nicht früher aufgefallen?« Also hüte dich vor allzu Imposantem, suche das Große im Kleinen?

Und lässt sich ein Riesenland wie die Sowjetunion so regieren? Die Frage ist des Nachdenkens wert. Es wäre eine völlig andere Staatsstruktur, angreifbar von allen Seiten. Stalin, dem »Stählernen«, gehören einige hintersinnige Kapitel im Roman. Kostlich die Szenen, als er 1927, fast durch Zufall, nach Pokrowsk (ab 1931 Engels), die Hauptstadt der Autonomen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen gelangt. Spielzeughaft erschien ihm alles. Die »ungewöhnliche und damit verdächtige Ordnung und Sauberkeit nervten ihn« ebenso wie die Stadtbewohner mit ihrer Emigration.

Doch nicht dieses Unbehagen war der Grund, dass die Wolgarepublik 1941 aufgelöst und ihre Bewohner deportiert worden sind. Für Hitlerdeutschland war die deutsche Enklave schon lange ein Faustpfand. Nach dem deutsch-sowjetischen Vertrag von 1939 soll dort 1940 sogar ein Besuch Hitlers geplant gewesen sein. Hakenkreuzfähnchen seien ausgegeben worden. Wer konnte sicher sein,

dass sie nach dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion nicht geschwenkt worden wären?

Mit leichter Hand vermag Gusel Jachina vielerlei Überlegungen zu wecken. Die aber sollen nicht rational daherkommen, sondern in Bildern leben – und sich vor dem inneren Auge des Lesers zu einem Film zusammenschließen. Wie ich auf dem Rückflug von Tatarstan in einer russischen Zeitung las, soll wirklich so ein Film entstehen. Und noch eine Erkenntnis brachte ich von dort mit: Fast niemand, nicht einmal die ausgebildete Stadtführerin, die ich in Tatarstan fragte, hat von der einstigen Existenz einer deutschen Republik an der Wolga 669 Kilometer südlich von Kasan an und 385 Kilometer nördlich von Wolgograd gewusst.

Gusel Jachina: Wolgakinder. Aus d. Russ. v. Helmut Ettinger. Aufbau, 591 S., geb., 24 €. Auf Lesereise: 19.10. Frankfurt am Main, Ev. Akademie, 15:30 Uhr; 21.10. Cottbus, Stadtbibliothek, 19 Uhr; 22.10. Rathenow, Buchhandlung Tiede, 19 Uhr; 23.10. Dresden, Stadtbibliothek, 19:30 Uhr; 24.10. Leipzig, Literaturhaus, 19:30 Uhr; 11.11. Berlin, ND-Haus, Literaturcafé Babett, 18 Uhr

Jetzt muss ich raus aus dem Elternhaus: »Runaway« von HP Daniels erzählt vom Aufbegehren in den späten 60er-Jahren

Weg von dem Gebrüll

Von Matthias Reichelt

Is weit in der 1960er-Jahre hinein war die BRD vom Wirtschaftswunder geprägt. Allein die Frankfurter Auschwitz-Prozesse störten die Atmosphäre der Geschichtvergessenheit und Schuldabwehr.

In den Schulen paulten alte Lehrer mit Schmissen im Gesicht noch munter die sogenannten alten Werte. Die ungebrochen patriarchal beherrschten Familien waren ein Hort von konformistischer Biederkeit, oft geprägt vom Terror ständiger Verbote und Prügelstrafen. Überlebenswichtig für Jugendliche wurde die Musik und Literatur aus dem eng-

Entgegnungen und Erklärungen finden ausschließlich in seinem Kopf statt, denn zwischen den Generationen lässt sich keine gemeinsame Sprache finden.

lischsprachigen Ausland. Mit den Beatles, Kinks, Rolling Stones, Bob Dylan und Jack Kerouac in Kopf und Herz konnte man sich davon träumen, an imaginäre Orte voller anarchistischer Freiheit.

In HP Daniels Roman-Debüt »Runaway« versuchen zwei Siebzehnjährige diese Träume wahr werden zu lassen. Petty und Riemschneider hauen von Zuhause ab, im Frühjahr 1968. Eines Tages gehen sie nicht in die Schule, sondern schnurstracks zum Münchener Bahnhof, wo sie mit einem One-Way-Ticket nach Hamburg fliehen. Trampen kommt aufgrund des Risikos, erwischt und zurück in die elterliche Gewalt geschickt zu werden, nicht in Frage.

Daniels nimmt das Ende bereits auf den ersten Seiten in knappen und stakkatoartigen Sätzen vorweg, die der Mischung aus Wut und Angst Ausdruck verleihen: »Alles war umsonst. Schlimmer als vorher. Wir saßen wieder da. Die armen Sünder. Die nicht einmal erklären konnten, warum sie das alles auf sich genommen hatten.«

Ankläger und Richter in einer Person ist Pettys Vater, der dem Delinquenten voller Unverständnis die Frage an den Kopf wirft, warum er das gemacht habe. Petty lässt dieses Verhör



»Wir saßen wieder da, verdammt!« – wie hier in der sogenannten guten Stube vor der Glotze 1960.

Foto: akg-images

stum über sich ergehen, Entgegnungen und Erklärungen finden ausschließlich in seinem Kopf statt, denn zwischen den Generationen lässt sich keine gemeinsame Sprache finden.

Vor allem dann nicht, wenn es um Werte, Ziele und Lebenswünsche geht. Der kulturelle Clash ist unüberwindbar. Dort die »Bildungsscheiße« samt »scheiß Klassik«, hier das energetische Leben, mit Aufbruch in eine andere von Freiheit und Kreativität geprägte Zukunft, ohne die Lügen der Elterngeneration, die die Nazi-Vergangenheit verdrängen und anscheinend nichts daraus gelernt haben.

Wieder nur Anpassung, Gehorchen und die Kinder gefügig machen. Der Ausbruch war unfreiwillig gesche-

hen, » ... eher aus Verzweiflung. Aus Angst. Aus Furcht. Nur raus. Aus der Enge. Weg. Von dem Gebrüll.«

Es ist die Zeit der Notstandsgesetzgebung, gegen die die Außerparlamentarische Opposition Sturm läuft. In Hamburg geraten Petty und Riemschneider in die aktivistischen Turbulenzen der Studenten, die mit der Vorbereitung des Sternmarsches auf Bonn beschäftigt sind, der am 11. Mai 1968 stattfinden soll.

Petty und Riemschneider sind talentiert, der eine mit Gitarre und literarischen Ambitionen, der andere mit dem Zeichenstift. So brüderlich gemeinsam sie fliehen, so unterschiedlich sind beide gestrickt. Petty singt die »Internationale« und teilt die

revolutionäre Gesinnung der Studentenrebellion. Riemschneider ist ökonomisch orientiert, denkt eher an angewandte Kunst in der Werbung als an das Programm einer idealistischen Selbstverwirklichung. In Hamburg erleben sie wilde Partys, politischen Aktivismus, Love Storys und Debatten um Existenzialismus, Aufbegehren oder Anpassung als Lebensentwürfe. Auch wenn die Flucht letzten Endes wieder zum Ausgangspunkt zurückführt, sind Petty und Riemschneider nicht mehr dieselben. Reifer und mit wichtigen Erfahrungen, sind sie gestärkt und gewappnet für das Ende der Jugend und die Wirrnis des weiteren Lebens.

HP Daniels ist kein Unbekannter. In

den frühen 1980er Jahren hat er in Westberlin mit seiner Garagen-Rock-Band The Escalator ein paar Erfolge gefeiert, lieferte hinreißende Konzertkritiken auf höchstem Niveau für den »Tagesspiegel« und schrieb Plattenkritiken für den »Rolling Stone«. In diversen Anthologie veröffentlichte er kurze Prosastücke und Erzählungen.

»Runaway« ist nun der lang erwartete erste Roman. Daniels ist ein amüsantes wie kurzweiliges Werk gelungen, das das Drama von Aufbegehren, Flucht und Ich-Werdung jenseits elterlicher Vorstellungen nochmals erfahrbar macht.

H.P. Daniels: Runaway. Transit, 184 S., geb. 20 €